



Namibia will mit dem Erbe des Kolonialismus aufräumen, die Landreform kommt nur langsam voran; jetzt hat die Regierung erstmals eine Farm enteignet.

Ein Bauernopfer?

Über das Ende einer deutschen Familiendynastie in Namibia berichten Christian Schmidt (Text) und Wolf Böwig (Bilder)

7 UHR 42. Der ewige Wind sirtt in den beiden Palmen über Ongombo West. Gleich Leuchttürmen stehen sie da, einzige Orientierungshilfe in dem endlosen Meer aus Büschen. Die Palmen leiteten Hilde Wiese siebzig Jahre lang vom fernen Horizont zur Oase inmitten der Savanne Namibias. Sie leiteten bereits ihren Vater und ihre Mutter sicher nach Hause, und sie leiteten auch schon ihren Grossvater, geboren am 27. 8. 1869 zu Pforzheim, gestorben am 9. 6. 1932 zu Ongombo West, Begründer der Farm anno 1907 und zur ewigen Ruhe gebettet im selbst geschaukelten Grab. Und die Palmen hatten einst auch Hauptmann Hugo von François geleitet, den deutschen Schutztruppeler, der als Erster hierher gekommen war und das weite Land einem Herero-König abkaufte, das heisst: abnahm, nachdem das fremde Heer den Boden okkupiert und ihm den Namen Deutsch-Südwestafrika aufgezwungen hatte.

Aber noch ist Hilde nicht da. Noch kam der VW-Bus nicht in einer Staubwolke über die Schotterpiste gerast, nur noch heute und dann nie wieder, am Steuer die Herrin von Ongombo West, stark und breit wie ein Kapitän, neben sich Buxi, den weissen Pudel, und neben Buxi der stille Gatte. Auch der Sohn ist noch nicht da. Auch er ist noch unterwegs, zum letzten Mal zu jenem Ort, der ihm vierunddreissig Jahre lang Heimat war. Andreas wird von der Farm seiner Angebeteten kommen. Schon als Kind kannte man sich. Nun, da der Bräutigam das eigene Zuhause verlassen muss, hat es plötzlich gefunkt. Er wird seinen zerbeulten Toyota Pick-up hierher steuern, schlingend, die Pneus bis auf die Karkasse abgefahren, hinten drauf ein schwarzer Boy, der herunterspringt und die Gatter öffnet, dann wieder aufspringt, während Andreas schon wieder beschleunigt.

Nur wir stehen bereits vor der Farm, gestern Nachmittag noch mit Blechschild am Tor: «Ongombo West», heute Morgen schon ohne. Wir stehen da und warten, um die letzten Stunden dieser deutschen Dynastie auf afrikanischem Boden zu dokumentieren, den erzwungenen Handwechsel von Weiss zu Schwarz, den Vollzug der ersten Enteignung einer Farm in Namibia. Nach drei Generationen werden die 4007 Hektaren nicht mehr einer einzigen weissen Familie gehören, sondern unter die schwarzen Landlosen verteilt: 210 000 hoffen auf ihr Glück. Rechts unter den Palmen das gedrungene Haus mit den grünen Fensterläden, links aus Bruchsteinen gebaut die Ökonomiegebäude, die Gatter für das Vieh. Alles ist schon leer, die Rinder weggetrieben, das Wasser in der Tränke brackig. Und im Hintergrund die filigrane Konstruktion der Schattenhalle, mit ihren grünen Netzen eine halbe Hektare überdachend. Täglich 400 Calla waren hier geschnitten und zum Flughafen nach Windhoek gebracht worden, standen am nächsten Tag dann schon zum



«Hallo, hier Ongombo!» Hilde Wiese organisiert die Übergabe.

Verkauf in den Blumengeschäften Deutschlands. Der Handel mit Zantedeschia aus der Familie der Aronstabgewächse ernährte die Wieses, ihre Arbeiter und deren Familien, an die siebzig Menschen. Es war eine sehr erfolgreiche Kooperation. Schwarze Hände holten die glühend orangefarbenen, schneeweissen und zitronengelben Blütentrichter aus der Erde; weisse Köpfe vermarkteten sie. Jetzt liegt das alles brach.

7 UHR 50: ANDREAS FÄHRT VOR. 7 Uhr 58: Hilde und ihr Heinz fahren vor. 8 Uhr 02: Die Vertreter der namibischen Regierung fahren vor. Die Übergabe beginnt.

Gestern, im leer geräumten Haus, hatte Hilde noch gesagt: «Die werden nach afrikanischer Zeit kommen, drei Stunden Verspätung, ich weiss das genau, denn es sind ja Schwarze.» Siegessicher in

ihrem Vorurteil hatte sie gelächelt, dann am Radio die Meldungen aus der deutschen Fussball-Liga gehört, den deutschen Wetterbericht, dazu kommentiert: «Ich bin gut in den Radioquiz, ich weiss alles, wenn es um Deutschland geht. Dabei war ich noch nie dort.» Dann schaute sie nach draussen, wo ihre schwarze Haushaltshilfe die letzten Reste der Gartenpracht zu einem Strauss band, ein paar Löwenmäulchen, und fügte hinzu: «Hier bleibt nichts zurück, gar nichts lassen wir dem Schwarzen, gar nichts.»

Jetzt verstummt der Motor des Regierungsautos, und für Sekunden ist nichts da ausser der Stille der Savanne, unerschütterlich in ihrem Gleichmut, unberührt von Hildes ständig geröteten Augen, unberührt von Andreas' Wut ob der Frage, die über seinen Kopf hinweg beantwortet wurde: Wem gehört das Land? Besitzer sind nicht sie. Nicht mehr. Nach hundert Jahren wird alles anders. Die namibische Regierung hat sich erstmals ihr verfassungsmässiges Recht genommen, Land zu enteignen. Nun hat sie eine Delegation gesandt, den neuen Besitz anzutreten: fünf Männer, sommerlich leger gekleidet, ernst das Gesicht. Andreas erwartet sie, an die Hausmauer gelehnt, die drahtigen Arme verschränkt. Die Eltern stehen im Hintergrund. Der Sohn ist es, der auf Ongombo West den Ton angibt, der den Vater überhört und der Mutter widerspricht. Die Regierungsvertreter gehen auf ihn zu, und die erste der schwarzen Hände streckt sich aus, schneidet durch die Stille, bleibt in der Luft stehen. Sie hält das Angebot aufrecht, zögert, Andreas bleibt steif und starr, dann sinkt sie.

UND DAS ALLES BEGANN MIT EINEM TOTEN GÄNSEKÜKEN, am 30. September 2003. – «Das Mädchen hat einfach zu wenig aufgepasst.» Als sie sich erinnert, sitzt Hilde in der Stube, auf dem Tisch letzte Papiere und eine letzte Calla, betörend in ihrer Eleganz. Noch sind es drei Tage bis zur Übergabe. «Es hat dem Küken den Kopf zerquetscht, beim Schliessen des Geheges.» Hilde sagt es im Tonfall der Herrin, die sich gerne grosszügig zeigt. Nicht einmal böse sei sie geworden. Trotzdem war es damals zum Streit gekommen, denn Hildes aufbrausender Sohn hatte sich dazugesellt. Er vermochte nicht zu schlichten, sondern habe, wie der Richter später feststellte, den Zwist eher verschlimmert. «Danach war hier der Teufel los. Die Gewerkschaft kam und hat die Arbeiter aufgehetzt.» «Aber», werfen wir ein, «da war auch noch die Sache mit der Ziege Ihres Arbeiters.» Das Telefon klingelt, Hilde sagt: «Hallo, hier Ongombo!» Sie versteht nicht, weil die Leitung schlecht ist, und ruft nach draussen: «Andreas!» Der kommt herein, brüllt kurz in den Hörer und greift sich ein Butterbrot aus Mutters Vorrat. Hilde nimmt das Gespräch wieder auf. «Ja, die Ziege. Mein Mann



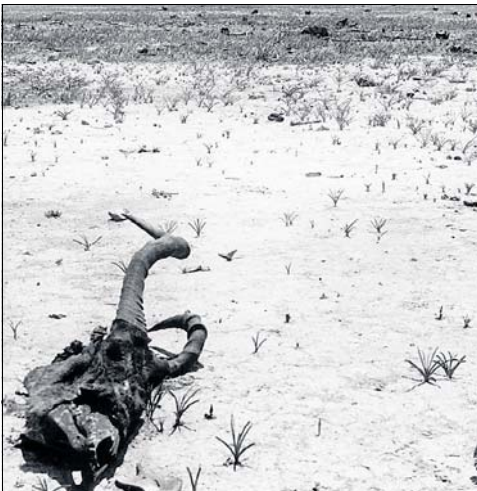
Siebzig Menschen ernährte die Farm, schwarze und weisse.



Das Kapital der Farm, die Anbauhalle für Calla, liegt nun brach.



In den letzten Tagen vor der Enteignung zerstört Andreas Wiese alles, was die neuen Besitzer verwenden könnten.



Draussen in der Savanne liegen sechzig erschossene Antilopen.



Die Regierung lässt Oscar auf der Farm zurück, als Wächter.

hat nicht darauf gezielt. Er wollte sie nur erschrecken, weil sie in unseren Garten eingedrungen war. Der Schwarze passt einfach nicht auf. Er achtet nicht, wem was gehört.» Andreas mischt sich ein, ersticke Wut in der Kehle: «Er will auch nicht arbeiten, er will nur Geld haben und nix dafür tun.» Hilde steigert sich, wird laut, ihre Stimme hallt in dem leeren Raum: «Er stiehlt, und für ein paar Kleider und ein Auto mordet er. Schade, dass bei uns die Todesstrafe abgeschafft wurde. Das ist die einzige Sprache, die er versteht. – Ja, die Ziege, ein Querschläger hat sie getroffen.»

Als wir das erste Mal von Windhoek die fünfzig Kilometer nach Ongombo West führen, hinaus in die von Trockenheit geplagte Endlosigkeit, doppelt so gross wie Deutschland, darin verloren 1,8 Millionen Menschen, hatten wir über die Enteignung und deren Hintergründe bereits mit der Vereinigung der weissen Farmer gesprochen. Oliver Horsthemke, Consultant bei der Namibian Agriculture Union, sass in seinem Büro gleich hinter der Hauptstrasse von Windhoek, an der Wand anstelle der Familienfoto das Bild von zwei Kälbern, die in die Kamera starren. Er sagte: «Die Enteignung ist politisch. Die Idee dazu kam vor der Wahl des neuen Staatspräsidenten. Sam Nujoma, der alte Präsident, hatte erkannt, dass Namibia inzwischen doch eine einigermaßen funktionierende Demokratie und der von ihm portierte Nachfolger eine allzu schwache Figur ist. Wollte seine Partei an der Macht bleiben, brauchte sie sichere Stimmen.» In dieser Situation habe Nujoma sich für eine Massnahme entschieden, die dem Volk gefallen würde: die Enteignung einer Farm, irgendeiner. Bis anhin hatte seine Regierung nur Land aufgekauft, das von den weissen Farmern freiwillig angeboten worden war. Doch auf diese Weise kam die Landreform nicht voran. «Der Zwist auf Ongombo West gab Nujoma einen Anlass zum Durchgreifen.» Endlich habe er dem Vorwurf begegnen können, die Partei räume mit den Überbleibseln des Kolonialismus zu wenig schnell auf.

«Die Wieses», sagte Horsthemke, «sind ein Bauernopfer.»

NACH DER AUSEINANDERSETZUNG UM DIE TOTEN TIERE spitze sich die Lage zu. Im Gemüsegarten der Farm standen sich eines Tages Andreas Wiese und Elias Hoeb gegenüber. Sie stritten um Geld: die Höhe des Lohns, die Höhe der Entschädigung für die Ziege. Andreas und Elias, der Weisse und der Schwarze, waren zusammen aufgewachsen, hatten zusammen Fussball gespielt, der Sohn aus dem Herrenhaus und der Bub aus der Wellblechhütte. «Ich habe mit dem Messer in meiner Hand nur Salat geputzt», sagt Elias heute. «Er hat es auf mich gerichtet, mir unter die Nase gehalten», widerspricht Andreas. «Er, der mein Freund war, er, der von meiner Mutter auch ein Stück Brot gekriegt hat, wenn ich eins gekriegt habe.» Elias lief davon, fünf weitere Arbeiter folgten ihm. Andreas entliess sie. Das schluckte die Gewerkschaft nicht, brachte mehrere hundert Genossen zur Farm und drohte mit Besetzung. Nach der Ankündigung der Polizei, sie werde ihre Special Field Forces vorbeischieken, beruhigte sich die Lage. Allerdings nur, bis der Gerichtsvollzieher auftrat, in der Hand einen von den Wieses erwirkten Räumungsbefehl. Die streikenden Arbeiter mussten mit samt ihren Familien das Farmgelände verlassen. Ihre Habe landete im Strassenstaub, es war der 23. Dezember 2003. Darauf klagte die Gewerkschaft gegen die Wieses und gewann. Andreas musste die Entlassenen wieder einstellen, was er auch tat, aber nur für wenige Tage, dann feuerte er die Hälfte von ihnen erneut. Die Zeitungen berichteten regelmässig; das ganze Land nahm Anteil am Kampf Schwarz gegen Weiss.

An diesem Punkt begann sich Staatspräsident Nujoma persönlich einzumischen, und er behielt sich dafür einen besonderen Anlass vor. Während seiner offiziellen Ansprache zum 1. Mai 2004 nannte er Andreas Wiese einen «Kriminellen», der sich nicht scheue, Menschen auf die Strasse zu stellen, und das am Tag vor Weihnachten. Gleichzeitig kündigte Nujoma an, die «rassistische Minderheit weisser Farmer» werde die Konsequenzen ihrer Unentscheidbarkeit zu spüren bekommen. Wenig später erhielten die Wieses die Aufforderung, der namibischen Regierung ein Verkaufsangebot für ihre Farm zu unterbreiten. Es war keine Aufforderung, es war ein Befehl.

AM TAG VOR DER ÜBERGABE, in der Mittagshitze der senkrecht stehenden Sonne, ruht sich Andreas kurz aus, das Gesicht gerötet vom Feuer, das er seit Tagen nährt mit allem, was auf der Auktion des Inventars keinen Käufer gefunden hat. Er steckt sich die nächste Camel an und deutet auf den körnigen Sand des Vorplatzes: «Am liebsten würde ich hier eine Betonplatte einlassen, darin eingeritzt die Worte: «Denn sie wissen nicht, was sie tun...»

Es war das erste Mal, dass wir ihn verstanden. Es war das erste Mal, dass er sprach, ohne laut zu werden, ohne seine Wut wie einen Schild vor sich herzuschieben. Es war das erste Mal, dass er seinen Unwillen über unsere Anwesenheit beiseite liess; denn für ihn standen wir, Journalisten aus Europa, zwangsläufig auf der Seite der Schwarzen. Es war das erste Mal, dass wir eine Sorge hörten, die sich um mehr als nur den eigenen Verlust drehte. Und deshalb schauten wir ihn plötzlich mit anderen Augen an.

Wir hatten inzwischen Manfred Jacobs getroffen, Mitarbeiter einer namibischen NGO, die sich um die Umsetzung der Landreform kümmert. Manfred war für eine Sitzung nach Windhoek gekommen, arbeitete sonst aber an einem Wiederansiedlungsprojekt im Norden. Nun sass er im Aufenthaltsraum einer einfachen christlichen Herberge und erzählte, was er vom Thema Landreform in Namibia hält: nicht viel. Eigentlich sogar überhaupt nichts. Die Regierung versage. Sie investiere in eine Idee, die sie nicht verwirklichen könne. Manfred erzählte von den Zuständen in den von ihm betreuten Siedlungen. Die Menschen haben zwar Land aus weissem Besitz erhalten, aber es fehlt ihnen jegliches Wissen, um ein Grundstück zu bebauen. Die Regierung sollte sie unterstützen, kann aber nicht, weil sie alle Mittel in den Aufkauf neuen Landes investiert. Ehe eine defekte Wasserpumpe repariert werde, verstrichen oft Wochen; in dieser Zeit sei die Ernte vertrocknet. Die Produktivität der unter weisser Hand einst blühenden Farmen sinke praktisch auf null. Schliesslich werde wieder Landwirtschaft betrieben wie vor hundert Jahren: von der Hand in den Mund. Wie soll das Land da überleben? Manfred klang resigniert, und er liess keinen Zweifel daran, dass er in seine Analyse auch die Zukunft von Ongombo West einschloss. – Manfred ist kein Weissler; er kritisierte seine eigene Regierung.

Es gab einen zweiten Grund, weshalb wir Andreas verstanden. Eines Nachmittags hatten wir Immanuel Hoebbe aufgesucht. Immanuel bewohnte mit seiner Familie eine der bescheidenen Wellblechhütten, welche die Wieses ihren Arbeitern hingestellt hatten. Er sass im Schatten eines Baumes und schaute zu, wie seine kleine Tochter Kleider wusch. Nach neunzehn Jahren auf Ongombo West würde Immanuel in wenigen Tagen arbeitslos sein. «Wovon soll ich leben, nun, da die Wieses zum Wegegehen gezwungen werden?», fragte er. «Wie soll ich meine Familie ohne den Lohn der Wieses ernähren? Wie soll ich meine Kinder ohne den Lohn der Weissen zur Schule schicken?» Immanuel schaute hinauf zu den

Wolken; er wusste, dass er von der Regierung, die er selbst gewählt und die ihm eine bessere Zukunft versprochen hatte, nichts erwarten konnte. Als wir sein Schweigen unterbrachen und uns nach seinem grössten Wunsch erkundigten, da sagte er, ohne zu zögern: «Dass die weissen Farmer zurückkommen.»

1. DEZEMBER 2005, 12 UHR 32. Ongombo West ist keine deutsche Heimat auf afrikanischer Erde mehr. Die Schlüssel sind übergeben. Hilde und ihr Mann verlassen das Farmgelände als Erste, in Richtung Windhoek, wo sie vor ein paar Tagen ihr neues Haus bezogen haben. Der VW-Bus entschwindet mit heulendem Motor. Dann kommt Andreas, hinten auf dem Pick-up zwei seiner Boys. Sie haben nicht gestreikt, sie dürfen zum Dank weiter für ihn arbeiten. Fünf Minuten später folgt der Van der Regierung; er rollt geradezu majestätisch langsam davon.

Wir stehen ausserhalb des umzäunten Landes und schauen dem Exodus zu. Was in den vergangenen vier Stunden auf der Farm verhandelt, diskutiert und gestritten wurde, wissen wir nicht. Nach der Ankunft der Regierungsvertreter hatten wir versucht, zusammen mit der Delegation das Haus zu betreten. Doch fast im selben Moment, als er die schwarze Hand nicht ergriff, änderte Andreas einmal mehr seine Haltung uns gegenüber und schrie: «Verlasst diesen Grund und Boden!» Das war unmissverständlich; wir hielten uns daran.

Jetzt, da alle gegangen sind, steht uns das Farmtor wieder offen. Wir gehen über den Vorplatz, einzige Bewegung ist der aufsteigende Rauch des weiterhin glimmenden Feuers, wir gehen vorbei an diesem Baum, der uns noch nie so aufgefallen ist wie in diesem Augenblick. Er ist in vollem Laub, aber tot. Wir stehen in der Stille und denken: Dieser Vorplatz ist ein Schachbrett. Nun ist es leer. Keine Figuren mehr auf beiden Seiten. Weiss hat gegen Schwarz verloren, aber Schwarz auch gegen Weiss. Das Bauernopfer war umsonst. Denn wie soll die Zukunft dieses Landes aussehen, in dem 4000 weisse Farmer fast die Hälfte des bewirtschaftbaren Bodens besitzen und damit zu den wichtigsten Arbeitgebern gehören? Seit dem Beginn des Zwistes um Ongombo West sind sie verunsichert; sie wissen nicht, ob und wann sie selbst enteignet werden; sie retten ihr Kapital ins Ausland. Wie viel also ist eine politische Idee wert, wenn ihre Verwirklichung sich wie ein Virus verhält, das dem eigenen Wirt schadet?

DAS SCHACHBRETT IST DOCH NICHT GANZ LEER. Oscar sei sein Name, sagt er leicht misstrauisch. Mit einem Stock in der Hand ist er aus dem Haus gekommen, auf dem Rücken seines Overalls die Buchstaben GRN, Government of the Republic of Namibia. Die Regierungsvertreter haben ihn als Wächter zurückgelassen. Er soll aufpassen, dass nichts gestohlen wird, dass die Gebäude nicht abgedeckt und mit dem Blech neue Hütten gebaut werden.

Oscar zeigt uns, was nun sein Zuhause ist. Anstelle der Bettstatt der Wieses, jedoch im selben Zimmer und am selben Ort, liegt eine dünne Matratze am Boden, als Unterlage leere Düngersäcke. Die Küche der Vorbesitzer nützt Oscar nicht; er kocht seinen Porridge unter freiem Himmel auf dem Holz. Auf einem Stuhl liegen zwei Telefonbücher, «falls ich etwas nachschlagen will». Ein Telefon hat Oscar nicht. Aber die Regierung habe versprochen, ihm eines zu bringen. Wann? Das weiss er nicht. Er weiss auch nicht, wann der Diesel für den Generator kommt. So lange kann er weder Strom erzeugen noch Wasser pumpen.

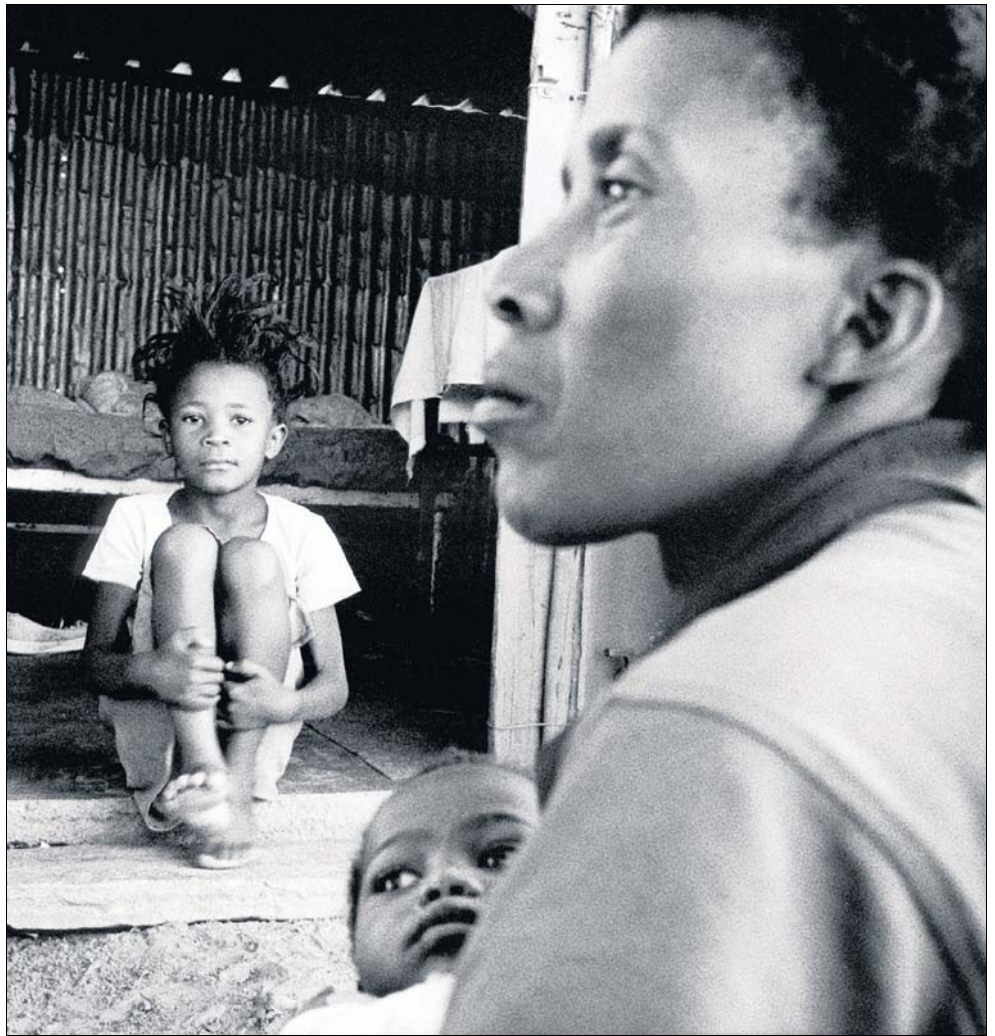
Ein Jahr wird Oscar hier bleiben. So lange will sich die Regierung Zeit nehmen, um Ongombo West neu zu besiedeln. Ein Jahr wird hier alles brachliegen. Zu lange. Bis dann werden die Paviane die Schattenhalle, das wertvollste Kapital der Farm, in ihre Einzelteile zerlegt haben.

13 Uhr 35. Er wolle uns noch etwas zeigen, sagt Oscar. Er sagt es ohne Vorwurf in der Stimme, nimmt seinen Stock und führt uns hinaus in die Savanne. Nach einer knappen Stunde erreichen wir einen Platz, der vom Wild geschätzt wird: ohne Büsche und Bäume, gut überschaubar und somit sicher. Oscar bleibt stehen, wir beginnen zu zählen. Die Köpfe von mindestens sechzig toten Antilopen liegen über die Lichtung verstreut, in unterschiedlichem Verwesungszustand, daneben die abgetrennten Hufe. Die Körper sind fort. – «Das hat Andreas getan», sagt Oscar.

WIR HÄTTEN ANDREAS GERNE DARAUF ANGESPROCHEN. Weshalb er seinen Hass, sein Unverständnis, seine Verbitterung auf das Wild ausdehnen musste. Weshalb es nicht genügte, dass er auf der Farm alles vorsätzlich zerstört hatte, was seinen Arbeitern noch in irgendeiner Weise hätte dienen können. Weshalb er sogar Gemüse verbrannte. Weshalb Kinderspielzeug auf dem Feuer landete, dieses unschuldige Glück. Weshalb er Löcher in Kübel schlug, um sie unbrauchbar zu machen. Weshalb er in den letzten Monaten so viel Vieh auf seinem Land weiden liess, dass die Grasnarbe bis auf die Wurzeln abgefressen wurde. Weshalb er den Tank des Generators nicht nur bis zum letzten Tropfen geleert hatte, sondern sich auch weigerte, Oscar die Funktionsweise der Maschine zu erklären.

Aber wir bekamen keine Gelegenheit mehr für irgendwelche Gespräche. Dreimal hatten wir beim Ministerium für Land und Wiederansiedlung vorgesprochen, um über die Enteignung zu diskutieren. Vergeblich. «Ihr weissen Schreiber dreht uns die Worte im Munde um», sagte Regierungssprecher Chrispin Matongela, während er in seinem Bürostuhl wippte, und von dieser Ansicht war er nicht abzubringen. Ähnlich verlief der Termin mit der Gewerkschaft der schwarzen Farmarbeiter. Generalsekretär Samson Amunpanda wollte nicht hören, dass wir hinter der Idee der Landreform stehen und nur bezweifeln, ob Enteignungen das richtige Mittel sind. Wie, fragten wir ihn, soll auf diese Weise das in diesem Land so hochgehaltene Prinzip der Reconciliation, der Versöhnung zwischen Schwarz und Weiss, glaubwürdig bleiben? Amunpanda sortierte während der Diskussion ununterbrochen seine Unterlagen, eine Stunde lang. Er schaute uns nicht in die Augen; das Treffen endete im Streit.

Auch der letzte Termin mit den Wieses platzte. Wir hatten angerufen, um nach dem Weg zum neuen Haus der Eltern zu fragen, in jenem besten Stadtteil Windhoeks gelegen, der Schwarzen nach Einbruch der Dunkelheit lange Jahre verboten war. Wir wollten den Swimmingpool besichtigen, von dem Hildes Gatte so geschwärmt hatte, die alten Bäume, wie auf Ongombo West, den grossen Garten mit den Rosenstöcken, wie auf Ongombo West, gekauft aus der weitaus höchsten Summe, welche die Regierung Namibias bis anhin für eine Farm bezahlt hat. Wir hätten gerne dieses neue Glück gesehen, das die Wieses durch ihre Trauer hindurch verschmitzt lächeln liess. Doch als wir anriefen, um den Termin zu bestätigen, waren wir nicht mehr willkommen. «Wir möchten nur noch vergessen», sagte Hilde. «Bitte versteht das.»



Der Lohn auf der Farm war niedrig, aber die Kinder konnten zur Schule gehen. Nun fehlt das Geld.



Die 4007 Hektaren werden unter besitzlosen Schwarzen aufgeteilt. Ob sie das Land auch bewirtschaften können, ist ungewiss.